

dtv

Eine der heimlichen Sehenswürdigkeiten von Wien ist die Strudlhofstiege im neunten Bezirk. Sie verbindet nicht nur den Alsergrund mit der Währinger Straße, sondern auch die Gegenwart mit der k. u. k. Monarchie. Wer auf ihr in die Tiefe der Jahre hinabsteigt, hat die einzigartige Chance, jenes Österreich wiederzufinden, dessen Wesen ganz immateriell und dessen Aura von unwiderstehlichem Reiz ist. Eingefangen hat den *genius loci* der Strudlhofstiege Heimito von Doderer in seinem epochalen Großstadroman, den Hilde Spiel als „non plus ultra österreichischer Lebenshaltung“ feierte. Im Mittelpunkt steht der Amtsrat und frühere Major Melzer, bei dem „im Oberstübchen das Licht nicht gerade sehr hell brennt“, wie Doderer von seinem „Helden“ schreibt. Melzer ist jedoch „nur ein Farbfleck – ein ausgesparter Fleck? – in dem großen Zeitgemälde, das Doderer entwirft. Der Roman schildert im wesentlichen die Jahre knapp vor dem ersten Weltkrieg und bald nach dessen Ende und tut dies in unaufhörlichen Sprüngen über Zeit und Erinnerung hinweg . . . Hier ist, wie in einem gewaltigen Spiegel, die letzte mürbe Reife einer jahrhundertealten Kultur eingefangen. Aber der Spiegel maskiert nur eine Tür, die ins Schloß gefallen ist.“ (Hilde Spiel)

Heimito von Doderer, am 5. September 1896 als Sohn eines Architekten in Weidlingau bei Wien geboren, lebte fast ausschließlich in Wien. 1916 geriet Doderer in russische Gefangenschaft und kehrte erst 1920 zurück. Er studierte Geschichtswissenschaft und schrieb zunächst Fachaufsätze. 1930 erschien sein erster Roman ‚Das Geheimnis des Reichs‘. Seit der Veröffentlichung seiner Hauptwerke ‚Die Strudlhofstiege‘ (1951) und ‚Die Dämonen‘ (1956) gilt Doderer als einer der bedeutendsten österreichischen Schriftsteller. Er starb am 23. Dezember 1966 in Wien.

Heimito von Doderer

Die Strudlhofstiege

oder

Melzer und die Tiefe der Jahre

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Heimito von Doderer
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Ein Mord den jeder begeht (10083)
Die Dämonen (10476)
Die Merowinger (11308)
Die Wasserfälle von Slunj (11411)
Tangenten (12014)

Henner Löffler: Doderer-ABC (12932)

Ungekürzte Ausgabe
September 1966
20. Auflage November 2007
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© 1951 C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Die erste Auflage
dieses Werkes ist im Biederstein Verlag erschienen.
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: Matthias Cremer
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-01254-6

IN MEMORIAM
JOHANNIS TH. JÆGER
SENATORIS VIENNENSIS
QUI SCALAM CONSTRUXIT
CUIUS NOMEN LIBELLO
INSCRIBITUR

AUF DIE STRUDLHOFSTIEGE
ZU WIEN

Wenn die Blätter auf den Stufen liegen
herbstlich atmet aus den alten Stiegen
was vor Zeiten über sie gegangen.
Mond darin sich zweie dicht umfängen
hielten, leichte Schuh und schwere Tritte,
die bemooste Vase in der Mitte
überdauert Jahre zwischen Kriegen.
Viel ist hingsunken uns zur Trauer
und das Schöne zeigt die kleinste Dauer.

ERSTER TEIL

Als Mary K.s Gatte noch lebte, Oskar hieß er, und sie selbst noch auf zwei sehr schönen Beinen ging (das rechte hat ihr, unweit ihrer Wohnung, am 21. September 1925 die Straßenbahn über dem Knie abgefahren), tauchte ein gewisser Doktor Negria auf, ein junger rumänischer Arzt, der hier zu Wien an der berühmten Fakultät sich fortbildete und im Allgemeinen Krankenhaus seine Jahre machte. Solche Rumänen und Bulgaren hat es zu Wien immer gegeben, meist im Umkreise der Universität oder der Musik-Akademie. Man war sie gewohnt: ihre Art zu sprechen, die immer mehr mit dem Österreichischen sich durchsetzte, ihre dicken Haarwirbel über der Stirn, ihre Gewohnheit, stets in den besten Villenvierteln zu wohnen, denn alle diese jungen Herren aus Bukarest oder Sofia waren wohlhabend oder hatten wohlhabende Väter. Sie blieben durchaus Fremde (denen aus der Heimat andauernd ungeheure Pakete mit ihren nationalen Leckerbissen zuzingen), nicht so konsolidiert fremd wie die Norddeutschen zwar, sondern mehr eine sozusagen hiesige Einrichtung, dennoch eben ‚Balkanese‘, weil auch bei ihnen sich das Spezifische ihres Sprechtones nie ganz verlor. Damen in Wien, welche ein oder zwei Zimmer ihrer Wohnung oder ihrer Villa zu vermieten gedachten, suchten sich dazu einen ‚bulgarischen oder rumänischen Studenten‘ und wurden dann von diesen untereinander weiterempfohlen. Denn in den zahlreichen Cafés um die Universität oder um die Kliniken herum bestand ein connationaler Zusammenhang.

Der Doktor Negria nahm Anstoß an Marys Ehe. Er konnte nicht glauben, er vermochte es einfach nicht zu glauben, daß Marys Gattinnentreue zulängliche Grundlagen habe, er ärgerte sich maßlos über diese Treue, und dieser Ärger war

mindestens gleichzeitig da mit dem ersten Affekte der Begehrlichkeit. (Der Schriftsteller Kajetan von S. hätte hier zweifellos geschrieben „er begehrte sie aus abgründiger Bosheit“ – und bei Leuten seiner Art mag es ja solche im Grunde harmlose, auf groteske Manier zurechtfrisierte Dummheiten wirklich geben.) Das Verflixte bei dem Angelhaken, den der Doktor Negria verschluckt hatte, war jedoch, daß jene untadelige Frau keineswegs unbewußt eine treue Frau war. Sie war zu wenig einfältig, ihrem Herzen waren schon in der Mädchenzeit – während welcher sie durchaus als Frau fühlte, schon mit vierzehn – verschiedene Falten bewußt geworden, und so hatte sie sich denn später auf jener Ebene entfaltet und reifend geglättet, welche zuständig wird für alle, die ihre Lebensbahn nicht zwischen fugenlosen Mauern der Unschuld wandeln, eine Straße ohne Ausblick wie die vom alten Athen zum Piräus. Mary ist aber unberührt in die Ehe mit ihrem Oskar getreten. Andererseits, wenn sie hier treu war, so blieb es auch nicht deshalb dabei, weil ein stabiler Gleichgewichtszustand bei ihr entstanden wäre aus einer Art von unwiderruflicher Entscheidung und gewissermaßen Bekehrung zu ihren Aufgaben als Gattin und Mutter, als Mutter eines hübschen Kinderpaares, Mädels und Bub, jenes rötlichblond nach dem Vater, dieser dunkel-tizianrot wie sie selbst.

Zwischen den angedeuteten Grundlinien stellte sich die Sache dem Doktor Negria (nicht der Frau Mary) dar, und die Konstruktion, welche er da einem sich darbietenden Sachverhalt unterschob, stimmte im großen und ganzen. Auf diesem untergezogenen Rost – der aber am unentschiedenen Dahinleben des Gegenstandes durchaus nichts zu ändern vermochte – briet er seinen Ärger.

Es gibt eine Treue, die nichts anderes ist als Habsucht in Bezug auf Qualitäten, Qualitäts-Geiz, der, was er an Besitz-Titeln hat, an sich halten will. Eine solche Treue von gewissermaßen nur meritorischer Natur – aber meritum heißt auch das Verdienst – bildet ein bequemes Stieglein zur Hoffart und man

gewöhnt sich daran, gerne da hinauf zu treten wie an einen Fensterplatz im Erker, von wo aus man auf die gewöhnlichen Straßenpassanten herabblicken kann. Eine solche Treue ist nicht stabil im Gleichgewicht und verdient eigentlich nicht ihren Namen, sie meritiert ihn nicht, eben weil sie nur meritorisch ist, aber sie wird unter Umständen sehr schwer aufgegeben, und wenn diese Umstände als unsichtbare Mauern, die aber gleichwohl den Ausblick verengen, als lange Mauern durch die Jahre den Weg begleiten, dann bleibt es beim gedachten meritum.

Das brachte den Doktor Negria auf, und hier zum Durchbruche zu gelangen – er war durchaus immer ein Durchbrecher – wurde ihm zum Vorsatz, den er ohne jede kritische Erwägung fest in sich einbaute. Eine fordernde, eine postulierende, eine fuchtelnde Natur, ein Interventionist, Einer, der kurz beiseite zu schieben versuchte, was ihn störte und empört als unerhört empfand, was ihn bremsen wollte.

Mit jenem ‚Interventionismus‘ hängt es zusammen, daß der Name des Doktors später in einem nah benachbarten Kreise sozusagen sprichwörtlich oder schlagwörtlich wurde – und so ist es zu jener ‚Organisation Negria‘ gekommen, welche ihre Taten am Ende mit der Aktion gegen den Berliner Auto-Vertreter Helmut Biese gekrönt hat (aber das gehört nun wirklich nicht hierher!), letzteres unter der Leitung Höpfners, eines Reklame-Dichters oder Versifikators, der Mary K.s rumänischen Adorateur übrigens noch persönlich gekannt hat. Und wen hat Höpfner nicht gekannt? Er war ein Adreßbuch, eine komplette geschäftlich-gesellschaftliche Topographie von Wien (eine seiner mit dem Rittmeister von Eulenfeld gemeinsamen Eigenschaften). Zur kritischen Zeit hat der Doktor Negria einmal bei Höpfner oben – mit kurzem Zugriff von Zeit zu Zeit ein Glas Sliwowitz leerend (dazwischen lief er aufgereggt im Zimmer herum) – geäußert: „Daß diese Spinne sie eingefangen hat, ist eine für mich unerträgliche Vorstellung.“ Die ‚Spinne‘ war Oskar, Marys Gatte. Manchmal nannte er ihn auch ‚Die Zecke Oskar‘.

Seine Verbindung mit der Familie K. war auf einem der Tennisplätze im josephinisch-blauen Augarten entstanden und weiterhin durch die Kinderkrankheiten des Mädchens und des Bubens eine häuslichere geworden; Negria befand sich am Allgemeinen Krankenhause in einer solchen Abteilung und wollte selbst merkwürdigerweise durchaus nur Kinderarzt werden. Bei seinem berühmten Chef stand der Rumäne in Ansehen und Schätzung, so daß jener sogar einmal zu Frau Mary hinaufkam, um die Kleinen in ihrem Krankenzimmer zu besichtigen. Von da ab erschien Negria dann besuchsweise. Sein Klingeln klang kurz und scharf, als schlug man eine Scheibe ein oder als würde man aus dem Elf-Meter-Raum einen Fußball hart ins Tor schießen.

Mary war beim Teetisch gesessen, den Blick draußen in der kaum beginnenden Dämmerung eines Nachsommer-Abends. Man sah hier eine Gasse entlang und dann über den Donau-Kanal (der kein Kanal ist, sondern ein erheblicher, breiter und tiefer, rasch fließender Teil des Stromes) hinüber ans andere Ufer. Von der Straße kam das Rufen der Bubens beim Spiel bis hier herauf in den dritten Stock, ein allabendliches Geräusch, das durch den ganzen Sommer geleitete, soweit man ihn nicht in Pörschach oder Millstatt verbracht hatte, ein Geräusch, das am Abend nach der Rückkehr vom Lande einen begrüßte als ein verlässlich dagebliebenes, zur Jahreszeit gehöriges, und das jetzt noch durch Wochen anhielt, denn es blieb warm, wenn auch gemäßiger: das beste Tenniswetter, wie Oskar sagte, der ‚Indianersommer‘. Oskar wird in einer halben Stunde kommen. Sie denkt plötzlich an den Leutnant Melzer. Daß er recht dumm war, wußte sie damals als ganz junges Mädchen genau. Es war in Ischl gewesen, muß der Sommer 1908 oder 1909 gewesen sein, um diese Zeit war irgendeine politische Spannung mit Serbien. Daß der Leutnant Melzer sich aber, mitsamt seiner Dummheit, ihr am Ende entzog, hatte gewissermaßen diese Dummheit und damit ihre eigene Überlegenheit wieder aufgehoben, wengleich sie gar nicht ahnungslos war in bezug auf die Hintergründe seines Rückzuges

und seines Verschwindens in irgendeine Garnison dort in Bosnien unten, wo es noch Bären gab, wie er wiederholt erzählt hatte; er wollte selbst auch auf die Bärenjagd gehen. „Bringen Sie mir dann das Fell, Herr Melzer, von dem Bären, den Sie mir aufgebunden haben.“ Es waren seitdem nun beiläufig vierzehn Jahre vergangen. Ihr Vater hatte in Ischl gelegentlich geäußert, daß Melzer den Dienst quittieren müsse, wenn er sie heiraten wolle. Aber: er hätte sie doch haben können, damals, ohne Zweifel. Er ist ein sehr, sehr herziger Bursch gewesen, immer ganz gleichmäßig fröhlich und korrekt. Sorgen hat er ja keine gehabt. Später hätte sie ihn betrogen, auch das wußte sie heute. Wegen seiner Gleichmäßigkeit.

Es gab am Ende der Gasse, welche Mary von ihrem Fauteuil aus entlang blicken konnte, einen fixen Autostandplatz. Diese Mietautos pflegten in einer langen Reihe in der Quergasse positioniert zu sein, links und rechts hinter der Ecke, so daß linker Hand der vordere, rechter Hand noch der rückwärtige Teil je eines Wagens stets zu sehen waren. Die Polizeivorschrift verlangte damals, daß bei Bedarf immer der erste Wagen in der ganzen Reihe genommen werde; und da sowohl Anfang wie Ende der Kolonne an gewisse Grenzen gebunden blieben, so rückte jene nach, wenn einer abgefahren war; die Wiederkehrenden schlossen dann am Ende an. Das ergab ein von Zeit zu Zeit erfolgendes langsames Überrollen des Fahrdammes durch einen oder mehrere Wagen und zuletzt blieb rechts immer einer stehen, von dem man nicht viel mehr als die Hinterräder noch sehen konnte, während linker Hand ebenfalls ein Wagen um die Ecke hervorkam, aber nur mit dem vorderen Fahrgestell.

Es gehörte dieses gleichmäßige Abfädeln der Wagen dort am Ende der Gasse für Mary zu den Selbstverständlichkeiten und Unbegreiflichkeiten dieser Wohnung hier durch all die Jahre. Es war eine Erscheinung zutiefst verwandt den Tropfen einer Wasserleitung oder den fallenden Perlen eines Rosenkranzes. Und weil die Gasse bis zu dem Standplatz der

Wagen und zum ‚Kanal‘ hinunter eine beträchtliche Länge hatte, so blieb das Knurren der Motoren bei geschlossenen Fenstern völlig unhörbar. Die Erscheinung war lautlos und das machte ihr Wesen aus; sie war lautlos, völlig gleichmäßig, ruhig; sie war von monumentaler Langweiligkeit und Monotonie; und das machte jetzt auch, in Marys gleitenden Vorstellungen, die Beziehung dieses Bildes zu den Erinnerungen an den Leutnant Melzer aus. Der hatte allerdings doch sehr, sehr lieb lachen können. Das Klingeln des Doktor Negria riß ein paar sprühende Sternchen ins Bild, nicht so ganz unverwandt jenen, die einer sieht, den man aufs Aug' haut. Negria schien heute besonders energisch zu klingeln.

Das Mädchen öffnete vor ihm die Türe, aber er trat nicht ein, sondern er drang ins Zimmer, verbeugte sich tief, küßte die Hand, war dabei schon in Vormarsch und Offensive, und das blieb penetrant, auch angesichts seiner zeremoniösen Gemessenheit der Bewegungen, Handküsse, Kratzfüße. Er sah sich im Zimmer um, musterte alles etwas aufgebracht und hatte lautlos sogleich viele Worte gesprochen oder in fluidischer Art ausgestoßen: Nun also. Alles beim Alten, noch immer. Bei der alten Zecke. Bin neugierig, wie lang Sie so noch werden weiterleben wollen. Sinnlose Existenz das, versäumtes Leben. Vorurteile sind Trägheit, weiter nichts, Trägheit ist eine Sünde gegen das Leben. Ein Gegenstand mit Eigenbeweglichkeit, also ein lebendes Wesen zum Unterschied von einem Ding, darf sich der Trägheit nicht überlassen. Die Zecke glaube ich Ihnen auf gar keinen Fall. Gibt's nicht! Laut hatte er nur, schon die Teetasse in der Hand, mitgeteilt, daß die Zerkowitz-Kinder jetzt die Schafblattern hätten und daß es ihm heute zum ersten Mal gelungen sei, den polnischen Legationsrat dort im Tennisklub (ein Herr von Semski) im Single, allerdings ganz knapp, zu schlagen. Im übrigen sah er aus, der Doktor Negria, wie Homer vom unzuverlässigen Lämmel Ares sagt: prangend von Kraft und Gesundheit.

Es ist natürlich ganz unmöglich, daß die Entflammung, welche sie da hervorgerufen hatte, auf Mary selbst ohne jede

Rückwirkung blieb: mindestens mußte sie ihrer eigenen weiblichen Potenzen noch deutlicher inne werden, und das bedeutete schon die Einladung zu einem Spiel, zur Betätigung frei spielender Kraft. Vor Negria fürchtete sie sich nicht im mindesten, denn sie hielt ihn für im Grunde noch viel dümmer als den Leutnant Melzer der Jugendzeit.

Und sie dachte nicht im entferntesten daran, von diesem schön geebneten oberen Wege abzubiegen, von wo aus man den Blick allezeit hinuntersinken konnte in die Klamm drangvoller Umstände und in des Lebens ungleichmäßig sich durchzwängende Wasser, bald zwischen Blöcken gepreßt hervorschießend, bald wieder einmal in einem tiefen blaugrünen Forellenbecken gesammelt und an dessen Rund in geheimnisvollen Höhlen die überhangende und unterwaschene Wand bespülend. Der Blick dort hinab tat sehr wohl und der Umgang mit einem gleichsam hier herauf gelangten und domestizierten Stückchen solcher Wildheit erhöhte das Behagen, vertrieb zugleich des Behagens Gift, die Langeweile.

Als Negria hörte, daß Oskar in einer halben Stunde kommen werde, klappten seine Augenlider in mißmutiger Zustimmung und damit drückte er ungefähr aus, daß er dies ohnehin angenommen und gar nicht besser erwartet habe. Was sei von ihr schon zu erwarten, eine ganz banale Person!

Aber die Banalität einer Frau hatte den Doktor Negria noch nie ernstlich behindert; und so ging er bald zu neuem Vorstoß über. Er besaß seit einiger Zeit ein Ruderboot, nicht für sportliche Zwecke gebaut, also hinlänglich breit, aber doch ein elegantes hübsches Fahrzeug. Es lag bei der Abzweigung des sogenannten Donaukanales oberhalb der Stadt in Nußdorf. Wenn ein rumänischer oder serbischer Dampfer mit Schleppzügen stromauf kam, dann wußte es Negria, in seiner Sprache oder serbisch redend, leicht zu erreichen, daß ihm ein Tau zugeworfen ward, und so kam er bis Greifenstein und Tulln und noch viel weiter und gondelte sodann wohlgelaunt stromab, nicht ohne vor dem Losmachen des Taus noch ein Päckchen österreichischer Zigaretten mit vielem Dank auf

den hohen Bord des Schleppkahns hinaufzuwerfen. Mit der Zeit kam es auf solche Art zu Bekanntschaften mit Schiffsläuten und ein oder dem anderen Dampferkapitän, auch auf dem ‚Kanal‘, den Negria ebenfalls befahren hatte, durchs Herz der Stadt hindurch und bis zum sogenannten ‚Praterspitz‘, wo der Arm unterhalb der Stadt wieder in den Hauptstrom mündet.

Dabei mußte er nun freilich in nächster Nähe von Marys Wohnung vorbeikommen, und so entstand bei ihm der Voratz, Frau Mary zu einer Kahnfahrt einzuladen, wobei man vorher in Nußdorf zum Wein gehen konnte, bei einem der verschwiegenen ‚Heurigen‘, die Negria so ziemlich alle schon kannte. Er war sich klar darüber, daß es um einen Titel für ein Rendezvous mit ihr außer Hause ging, welches er ja vor allem anstrebte, zugleich den Boden weiter hinaus vorbereitend durch gelegentliche Bemerkungen bezüglich kleiner Mißstände in seiner schönen Junggesellenwohnung, die eines sachverständigen Auges bedürftig waren (auch ließ er beiläufig einiges fallen über rumänische Bauernstickereien und andere nationale Altertümer, die er besaß, und brachte eine herrliche Arbeit dieser Art Frau Mary zum Geschenke).

Im Vorbeigleiten auf dem ‚Kanal‘ hatte Negria einen bequemen Landungsplatz entdeckt und, das Boot zum Ufer treibend, sogar einen Ring, der ihm erlaubte, sein Schiff mit Kette und Schloß festzumachen. Das war nun in allernächster Nähe jenes Standplatzes der Autotaxis, die dort gleichmäßig den Fahrdamm überrollend durch die Jahre fädelten.

Oskar K. war nach einer halben Stunde gekommen und erfreute sich des anwesenden Gastes in einer stillen und nicht eben durchsichtigen Art. Er gehörte zu jenen Leuten, deren Sein etwas Konkaves, Hohlspiegelartiges an sich hat. Man ist da immer geneigt, Brennpunkte des Geistes zu vermuten, bis nicht das Gegenteil evident wird. Wer viel schweigt, hört und sieht viel, ohne Zweifel. Aber daß solche Zurück-

haltung einfach einem erstaunlichen Mangel an Feuer entspringen könne, nimmt zunächst niemand an. Daß stille Wasser tief sind, ist eine Grundüberzeugung, die jeder hat; und mindestens sind diese Wasser unheimlich. Aber man hat sich auch schon aufmerksam über welche gebeugt, die in kaum Handtiefe nur gewöhnliche Kiesel am Grunde sehen ließen. Das Gesicht des Mannes, der sich eben hier am Teetisch niedergelassen hat, gehört einer seltenen Art an, die aber bei jüdischen Männern eher noch gefunden werden kann als bei anderen, wengleich solch ein Antlitz eine ganz allgemeine physiognomische Möglichkeit verwirklicht. Es ist ein nicht ganz zustande gekommenes Gesicht, oder wenn man so lieber will, der Schau- und Bauplatz höchst unverträglicher Materialien, die sich schon in den Ahnen nicht haben einigen lassen, jetzt aber in Zerknall und Zerfall geraten sind, wie nach einer Explosion. Hiedurch entsteht eine außerordentliche Häßlichkeit, die um so profunder ist als sie nicht an einem Nasenerker, einer Kinnlade, einem verkniffenen Aug' oder sonst an einzelnen Bauteilen sich verhaftet zeigt, sondern demgegenüber sozusagen in zwischendinglicher Schwebelage bleibt, ein in der Luft hängendes Band (denn das ist es eben doch!), welches das Disparate nicht bindet und die Dissonanz immerfort stehen läßt. Solch ein Gesicht sieht aus, als trüge dieser Mensch an einer auferlegten Buße für ihm unbekanntes Schuld.

Kein Zweifel, daß er hier die Stärke und die Schwäche seiner Position genau erkannte, soweit von Genauigkeit die Rede sein kann, bei den schwebenden und wie Nebel veränderlichen Empfindungen, die man in solchen Sachen hat. Aber seine Frau glaubte Oskar zumindest besser zu verstehen als sie sich selbst verstand. In dieser Ehe waren jetzt noch, bei heranwachsenden Kindern und einer Dauer des Zusammenlebens von bald vierzehn Jahren, die Nächte eine Angel, welche im Dunkel eingepflanzt, jeden hellen Tag um sich schwingen ließ und seinen Kreislauf von sich abhängig hielt. Hier, im Kerngehäuse seiner Lebensumstände, hatte Oskar

ein Beben beobachtet, dessen Nachschwingen in helleren, dem Tage angehörenden kleinen Umständen ihm als notwendig und selbstverständlich erschien. Die seit einiger Zeit gesteigerte Hingabe seiner Gattin und die unausbleibliche Wechselwirkung davon auf ihn selbst und auf sie selbst wieder zurück – so daß dem Gott Eros schon von beiden Seiten her gesteigert gespendet ward – legte um die Frau eine knisternde Aura, welche nur einem völlig Stumpfen hätte entgehen können, nie aber demjenigen, dessen Begehrlichkeit ohnehin schon aus ihren Handgelenken, aus den Schläfen, Schultern und dem Rocksäume lange Funken zog, kaum zu verbergende. Freilich, sie wußte das, sie dämpfte es zugleich durch das völlige Fehlenlassen jeder Koketterie und benebelte hundertfach stärker nur durch das Fluidische, das von ihr ausging, und peitschte zugleich eine offene Wunde durch ihre Ehrbarkeit. Eine Wunde, vor welcher sie profund, aus einem ganz gewissen Wissen, jede Achtung weigerte.

Aber sie betonte sonst nichts. Sie schärfte nicht etwa in Negrias Gegenwart die Züge eines besonders guten ehelichen Einvernehmens heraus. Die kleine Gesellschaft am Teetisch wurde durch keinerlei Demonstrationen in Unruhe versetzt. Diese blieben so weit ab, daß man es sogar fertig brachte, sich gut zu unterhalten – Negria unterhielt sich meistens gut mit Oskar, dem ‚Spinnerich‘, der ‚Zecke‘, ohne daß ihm dabei so was wie eine Gesinnungslumperei zum Bewußtsein gekommen wäre. Man kann sagen, daß er diesen Mann verhältnismäßig leicht ertrug, zwar bei Höpfner oben schimpfend, jedoch ohne die wesentlichen Qualen der Eifersucht, womit für uns Marys geringschätzende Anschauungsweise über die Natur der gewissen Wunde nahezu bestätigt erscheint.

Alle diese feinen Spinnenfäden – feiner noch als der Altweibersommer, welcher nun bald die Wangen wieder geisterhaft berühren würde – waren für den Spinnerich manifest und evident, eben weil er ein Spinnerich war. Im Augarten aber,

bei den Tennisplätzen, in einer Sonne, die zusammen mit den Wasserdünsten der Donau die Luft milde und milchig erfüllte – so daß man, den Obstgeschmack des Herbstes im Munde, die vergehende Zeit fast sinnlich spüren konnte, weil sie langsamer wurde und nahezu stand – im Augarten gelangte Oskar, am Ende sogar durch wiederholtes Experiment, zu einem Ergebnis am hellichten Tag und in der äußeren Welt, das ihn nahezu so befremdend anrührte wie das Beben der Angel im innersten Kerngehäus seines Lebenskreises. Dabei bezog sich jenes Ergebnis nur auf eine scherzhafte Gepflogenheit zwischen seiner Frau und ihm – hier eigentlich auf das Ausbleiben dieser Gepflogenheit, ja, wie es schien, die Unmöglichkeit, sie wieder zu beleben, obwohl es ein gewohnter Spaß war, den sie schon in ihrer Brautzeit gekannt hatten. Sie pflegten nämlich – und besonders gern nach dem Tennispiel – zum Scheine miteinander Streit anzufangen, alle Anwesenden dabei irgendwie beteiligend (sei es, daß diese sich einmischten oder in Bestürzung gerieten), um dann unvermittelt Arm in Arm und ganz zärtlich-vergnügt zu entschreiten. Es zeigte sich nun, daß Mary auf dieses Spiel schon seit längerer Zeit durchaus nicht mehr einging.

Freilich, man könnte zu solchen Spielen schon was bemerken. Mindestens dieses: daß sie die Exhibition von etwas Selbstverständlichem darstellten, nämlich der Eintracht zwischen einem Paare.

Die Kinder waren zur Schule gegangen, der Mann ins Geschäft, Mary ins Badezimmer. Während sie unter dem heißen Wasserspiegel in der Wanne lag und gleichgültig ihren Körper betrachtete, dessen Wirkung hier ausblieb, zwischen gekachelten Wänden und vernickelten Hähnen unter dem bläulichen Wasser, wie ein Schuß, den man wohl abfeuern sieht, aber dessen Knall man nicht hört, klopfte es. Mary nahm sich zurück aus dem Gerinnsel ihrer Vorstellungen und viertel oder halben Gedanken und sagte ihrer treuen, stets um sie

sorgenden Marie, daß sie nicht hier frühstücken wolle, sondern drinnen am Teetisch.

Gemütlicher war das Wohnzimmer wohl im Winter, wenn der in Form eines Kamines gebaute große Koksofen seine Glut gleichmäßig durch die Glimmerscheiben leuchten ließ. Jetzt blieb eine gewisse Leere fühlbar; der Teetisch stand aber winters und sommers an der selben Stelle. Indessen fühlte man sich jetzt sozusagen weniger eingeschlossen. Marie hatte das Fenster gegen die lange Gasse zum Kanal hinunter zwar zugemacht, damit kein Staub hereinfliege und sich auf die Polituren der Möbel lege; aber draußen lehnte ein warmer Spätsommernorgen an den Scheiben, ein freundliches und gelindes Geöffnetsein allen Umkreises, leicht wasserdunstig und milchig neblig noch von der Morgenfrühe am Kanal her, ein Wetter mit viel Raum, offenem Hohlraum der Erwartung; und in der Mitte solchen Umkreises, der gedämpft die Geräusche städtischen Lebens ausbreitete, saß nun Frau Mary hinter ihrer Teetasse; das war die Hauptsache, denn das übrige Frühstück wurde mit großer Mäßigung dosiert. Nein, sie gehörte nicht zu jenen mit schlechtem Gewissen viel Schlagobers einnehmenden Gestalten in dem großen Café weiter unten am Donaukanal, das den wenigen Lesern einer späterhin noch zu erwähnenden sektionsrätlich Geyrenhoff'schen handschriftlichen Chronik genauer bekannt geworden ist.

Ohne weiteres ist klar, daß die K.'sche Wohnung denselben Grundriß haben mußte, wie die darunter liegende Siebenschein'sche: alle Räume lagen in einer Achse – vier große und ein kleiner Raum, was keinen üblen Prospekt ergab – bis auf das besonders ausgedehnte Schlafzimmer (bei Siebenscheins Gesellschaftsraum) und ein Kabinett von bescheidenen Maßen (unten des Doktors Arbeitszimmer). Die K.'sche Wohnung war also sehr groß („ist als sehr groß anzusehen“ – so hätte der Amtsrat Julius Zihal des Zentral-Tax- und Gebührenbemessungsamtes in dienstpragmatischer Sprache gesagt), denn unten hatte der Doktor Siebenschein ja auch sein Rechtsanwaltsbüro samt Wartezimmer untergebracht; und hier bei